

## Die Realität der Zerstörung und die Schwierigkeit der Versöhnung\*

Johannes Jacobus Buskes erinnert sich eines Erlebnisses am 14. Mai 1940, dem Tag des deutschen Luftangriffs auf Rotterdam. Er schreibt: "Die Innenstadt war völlig verlassen, sie bot einen trostlosen Anblick. Widerwärtig war es, durch die leeren, brennenden Straßen zu fahren. Da stand plötzlich mitten auf der Straße ein Mann, ein Mensch, der niemanden sah, der aber dort, als ich vorbeifuhr, mit geballten Fäusten stand und immer wieder die Worte wiederholte: 'Das lasse ich mir nicht gefallen!' Am darauf folgenden Sonntag habe ich dieses an sich wichtige Ereignis in meine Predigt für meine Rotterdamer Gemeinde aufgenommen und es auch später bei allen möglichen Gelegenheiten erzählt ... und plötzlich hatte ich die tiefe Überzeugung, daß wir, alle Niederländer, aufgerufen waren, dem Ungeist der Unmenschlichkeit und dem Nihilismus des Nationalsozialismus die Stirn zu bieten." Was dieser Ungeist der Unmenschlichkeit tatsächlich sein konnte, das sollte sich dann in den folgenden 5 Besatzungsjahren herausstellen. Als die deutschen Befehlshaber in den Niederlanden am 5. Mai 1945 die Kapitulationsurkunde unterzeichneten, bedeutete dies das Ende einer Repression, die als 'Erfahrung des Leidens' charakterisiert werden kann und die in der niederländischen Historiographie schon so häufig beschrieben worden ist. Der Dichter Bloem hat in berühmt gewordenen Versen dazu die Worte gefunden, daß nicht einer der Ungeborenen den Wert der Freiheit wieder so schätzen lernen werde wie jene Generation, die im Frühjahr 1945 die Tore des Gefängnisses sich öffnen sah. Man wird sich den Zustand und die Erfahrung des Landes noch einmal vergegenwärtigen müssen, um zu verstehen, warum in Kriegs- und Nachkriegszeit das Deutschen-Bild der Niederländer einen solchen Tiefpunkt erreicht hat und immer noch Gefahr läuft, nach Aufschwüngen wieder allzu leicht ins Negative umzuschlagen.

Wie präsentierte sich das Land? Die Bevölkerung gegen Ende des Krieges in Lumpen gehüllt, zur Zwangsarbeit gepreßt, Augenzeuge der Zerstörung von Häfen und Städten und einer von Meerwasser überschwemmten Wiesen- und Ackerlandschaft, Zeitzeuge einer permanenten Unterdrückung und der Vernichtung der niederländischen Juden, aber zugleich konfrontiert mit der eigenen Unzulänglichkeit, mit dem Unvermögen, sich in jedem Augenblick und in jeder Phase zu widersetzen, obwohl es Widerstand in den verschiedensten Formen gegeben hat. Widerstand gegen die Unterdrücker, Solidarität mit den Unterdrückten, aber auch Anpassung, Versuch, sich einzurichten, das waren die Erscheinungsformen in einem besetzten Land. Der Zeitgenosse erfuhr, was 'tabula rasa' bedeuten konnte. Niemals zuvor war der Grat zwischen Leben und Überleben so schmal bemessen gewesen, niemals zuvor das Leiden des Einzelnen oder ganzer Gruppen zu einer

---

\* Der Autor, Prof. Dr. Horst Lademacher, ist Direktor des Zentrums für Niederlande-Studien der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Kategorie des Alltäglichen geworden, ja, es wird selbst eine neue Kategorie der Tragik gezeugt, wie sie Harry Mulisch so subtil in *De aanslag* beschrieben hat.

Wenn geschrieben worden ist, daß die Niederlande sich seit den Tagen des Herzogs von Alva nie mehr solcher Form von Zerstörung und Vernichtung gegenüber gesehen hätten, dann enthält das zu Recht den Hinweis auf die Singularität des Geschehens - eine Singularität, die allgemein für Europa, aber für einige Länder und gesellschaftliche Gruppen ganz besonders galt. Dieses Wort soll nicht nur die Einmaligkeit des Ereignisses anzeigen, sondern auch die tiefe und zugleich langlebige psychische Nachwirkung verständlich machen. In diesem Zusammenhang sei aus Goethes *Tasso* vorgetragen, in dem es heißt:

Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,  
wenn unser Blick was Ungeheures sieht,  
steht unser Geist auf eine Weile still,  
wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Sprachlosigkeit durch Schock! So ist es nicht geblieben. Es ist schon einsichtig, daß sich sehr rasch die Frage nach Schuld und Sühne stellte, und es war nicht schwierig, die Schuldigen anzuweisen. Aber nachhaltiger als die Formulierung der Anklage und die Einforderung von Sühne wirkt die Erinnerung als immer wieder neue Vergegenwärtigung der Vergangenheit, als immer wiederholte Darstellung des Unfaßbaren. Die Organisationsform solcher Erinnerung ist die Gedenkfeier. In jüngster Zeit ist in den Niederlanden neuerlich die Diskussion um die Sinnhaftigkeit des Gedenkens am 5. Mai entbrannt. Schon vor 4 Jahren, 1990, als zu dieser Gedenkfeier der 50. Jahrestag des deutschen Überfalls auf die Niederlande trat, entfaltete sich solche Debatte. Auf die Bemerkung eines Fernsehjournalisten, daß kein Land 'so lange, so intensiv und so dauerhaft' an der Erinnerung des II. Weltkrieges festhalte, entgegnete die Vorsitzende des Nationalen Komitees 4. und 5. Mai, Frau Belinfante, der Schock über das Geschehen sitze zu tief, und damals wollte der Gewerkschaftsvorsitzende Stekelenburg den 5. Mai zum arbeitsfreien Feiertag erheben. Daneben sprachen sich auch ehemalige Verfolgte und Angehörige des Widerstandes für die Beibehaltung des Tages und der Erinnerungsfeier für die Opfer aus. Solche Reaktionen sind zunächst einmal einsichtig, zumal der hier wiederholt genannte 'Schock über das Geschehen' mehr enthält als die Erinnerung an die Vernichtung des weitaus größten Teils der jüdischen Bevölkerung oder die vielen anderen repressiven Maßnahmen. Es ist ja viel mehr zerstört worden als menschliches Leben oder materielles Gut. Die Deutschen führten mit dem Überfall und ihrer Besatzungspolitik die Existenzfähigkeit eines kleinen europäischen Landes ad absurdum. Ein Blick in die Wechselfälle der niederländischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts lehrt, mit welcher Intensität eine gleichermaßen liberal und christlich geprägte Lebenswelt in ganz spezifischer Form aufgebaut und gepflegt und damit eine politische Kultur gezeugt worden ist, von deren Überlegenheit gegenüber der Kultur des Nachbarn im Osten man lange Zeit voll überzeugt war. Dieses Gefühl einer besonderen moralischen Wertigkeit entwickelte sich dann stärker noch in der Außenpolitik, die eine stringent eingehaltene Neutralitätspolitik war. Die Niederlande erschienen als Friedensbringer, als 'Leuchtturm in

dunklen Zeiten', wie es unmittelbar nach Ausbruch des II. Weltkrieges Premierminister de Geer noch ausdrückte, damit die beiden Haager Friedenskonferenzen aus dem Beginn des Jahrhunderts und die Präsenz des Friedenspalastes in Den Haag zu einem von den Niederlanden gehüteten Friedenssymbol hochstilisierend. Solchem Selbstverständnis entsprach freilich auch der Glaube an die Rechtllichkeit des Denkens, in der eine andere als am internationalen Recht orientierte Außenpolitik wie die des nationalsozialistischen Deutschlands erst gar keinen Platz fand.

Die mit der Vernichtung von nahezu 80 Prozent der niederländischen Juden hergestellte Nähe zum Holocaust also, die scharfe Repression in anderen Bereichen, die psychische und schließlich auch materielle Not und schließlich die Zerstörung des Gedankens von der Unantastbarkeit völkerrechtlicher Prinzipien, als deren Hüter sich dieses Land bis dahin begriffen hatte, wie auch das Selbstbild von der höherwertigen politischen Kultur macht die Langlebigkeit des Gedenkens begreiflich. Unter dieser Denkvoraussetzung des eigentlich Unfaßbaren dürfte auch die Bemerkung des niederländischen Schriftstellers Louis Ferron, der sich mit dem II. Weltkrieg auseinandergesetzt und geschrieben hat, die alljährliche Gedenkfeier sei zu einem Ritual entartet, als ein Versuch der Entwertung nicht so recht gelungen sein.

Aber wenn man auch - und mit dieser Bemerkung stehe ich wohl mitten in der niederländischen Diskussion - an der Kontinuität nicht rütteln, ja, sie recht nachdrücklich befürworten sollte, dann ist gleichwohl diesem Postulat nach Fortsetzung die Frage nach dem 'Wie' der künftigen Gestaltung hinzuzufügen. Es kann nicht ausbleiben, ist nachgerade allzu natürlich, daß die Gedenkfeier immer neu die Erinnerung an jene wachruft, die das Land an den Rand seiner physischen und psychischen Existenz geführt haben. Gedanken an Schuld und Sühne sind immer wesentliches Ingrediens der Feiern gewesen, haben auch zwischenzeitlich die Diskussion geprägt, als es um die Begnadigung der 'Drei von Breda' ging. Erinnerung an die Täterschaft im Rahmen von Gedenkfeiern birgt zudem die Gefahr der undifferenzierten Schuldzuweisung, vor allem wenn die dazugehörige Begrifflichkeit spätestens seit Kriegsende in der Auseinandersetzung um die nationalsozialistischen Verbrechen gängige Münze wird. Als die Amerikaner 1945 die Verwaltung ihrer Zone im besetzten ehemaligen Reich übernahmen, ließen sie sogleich Plakate mit Bildern vom Konzentrationslager Dachau anbringen mit der Aufschrift: 'Diese Schandtaten: Eure Schuld!'. Und zuvor schon, 1943, stand die alliierte Forderung nach bedingungsloser Kapitulation, wie sie in Casablanca formuliert worden war, auf dem Boden des Kollektivschuldendens. Diese Art der Anklage ist in der Geschichte Europas nicht neu, und sie ist letztlich nichts anderes als eine der Spielformen von Nationalismus. Schuld ist nicht kollektiv, sie ist immer sehr persönlich, und erst über die Verbindung zur einzelnen Person kann ein Verbrechen in seinem ganzen Umfang erfaßt werden. Man braucht sich nicht unbedingt der an sich sehr einsichtigen Nuancierung zu bedienen, die Karl Jaspers schon 1946 in seiner Schrift *Die Schuldfrage* vortrug, um behaupten zu dürfen, daß es weder 'den Deutschen' noch 'die Deutschen' gibt, sondern lediglich eine große Zahl von Deutschen, die sich schlimme Verbrechen haben zuschulden kommen lassen.

Lassen Sie mich dennoch etwas näher auf Karl Jaspers, den Heidelberger, später Baseler Philosophen, eingehen. Er hat sich eben unmittelbar nach dem Krieg

schon mit der Schuldfrage befaßt und einen differenzierten Schuldbegriff vorgeschlagen, in dem er kriminelle, politische, moralische und metaphysische Schuld unterscheidet. Man wird dem Philosophen in dieser Unterscheidung letztlich in ihrer Gänze beipflichten können. Gleichwohl sei hier eine weitere Überlegung angeknüpft. Wo eine verbrecherische Gesetzesübertretung erfolgte, war und ist sie auszumachen und zu ahnden, wo ein Volk sich seine politische Führung ausgesucht hat, wird es auch in die Verantwortung für die Handlungen der politischen Führung genommen werden und für die Folgen zu tragen haben. Aber zeigt nicht die Definition von moralischer und metaphysischer Schuld, wie Jaspers sie vorträgt, in welche Schwierigkeiten Völker geraten können, die einmal einer repressiven Macht unterworfen wurden. Gleichviel, ob es sich um das eigene oder das besetzte Land handelt, in jedem Fall besteht die große Gefahr, an den Rand seiner psychischen oder moralischen Existenz geführt, mit den eigenen psychischen oder moralischen Fähigkeiten konfrontiert zu werden. Zu dieser letztgenannten metaphysischen Schuld heißt es: "... wenn ich dabei war und wenn ich überlebe, wo der andere getötet wird, so ist in mir eine Stimme, durch die ich weiß: daß ich noch lebe, ist meine Schuld." Aber ist das so? Ist es nicht eher der Konflikt zwischen Angst und Schuld, in dem der Wille zu überleben auf Kosten des Opfers obsiegt? Ist nicht eben diese Angst eine ganz natürliche, menschliche Erscheinung, mit einer Klaviatur, auf der zu spielen jedes totalitäre Regime sich anschicken wird? Das Plädoyer für die Angst ist hier nicht als Plädoyer für Relativierung oder gar für Befreiung von metaphysisch begriffener Schuld zu verstehen, sondern soll eher dem Einblick in menschliche Unzulänglichkeit dienen.

An dieser Stelle sei in die Aktualität, zur Frage nach der Funktion von Gedenkfeiern, konkret: zu den Gedenkfeiern in den Niederlanden, zurückgeführt. Es sei vorab gesagt, daß sich die deutsche Presse nur ganz sporadisch mit Sinn und Inhalt des alljährlichen Ereignisses vom 5. Mai befaßt hat. Weder die regionalen, grenznahen, noch die überregionalen Blätter haben sich in den letzten 50 Jahren tiefer auf dieses Problem eingelassen. Es wurde allerhöchstens in kurzer Notiz registriert oder eine Begebenheit genannt, von der man glaubte, daß sie besonderen Nachrichtenwert besaß. So etwa, als im Jahre 1990 Kaufleute aus Enschede deutschen Kunden empfahlen, die Stadt am 5. Mai zu meiden. Es ist hier weder nach den Gründen nur gering ausgeprägter deutscher Beachtung - Spekulationen hierüber würden den Rahmen sprengen - noch die Begreiflichkeit der Empfehlung zu hinterfragen, vielmehr sei in unserem Zusammenhang aus einem Artikel von Ernst Levy aus der FAZ vom 8. Mai 1990 zitiert, der sich unter der Überschrift *Selbstkritik und bohrende Fragen über das Verhalten in der Zeit der deutschen Besatzung* mit den Feiern zum 45. Befreiungstag auseinandersetzt. Es interessiert hier überhaupt nicht, was an 'bohrenden Fragen' von niederländischer Seite an die eigene Vergangenheit gestellt worden ist, es soll der Hinweis genügen, daß in jenem Jahr der 45. Jahrestag mit dem 50. Jahrestag des deutschen Überfalls zusammenfiel und eine größere Zahl von Kriegsveteranen aus ehemals alliierten oder von den Deutschen besetzten europäischen Ländern an zahlreichen Veranstaltungen, darunter eine Parade mit altem Militärgerät in Enschede, teilnahm. Vielmehr geht uns der Hinweis des Autors auf die Errichtung von immer neuen Gedenkstätten 45 Jahre nach Kriegsende an, auf die auch weiter erhobenen Forderungen nach öffentlichem

Beistand zur Überwindung psychologischer Schäden für Kriegs- und Verfolgungsopfer sowie auf die Beibehaltung des Erinnerungstages überhaupt. Denn er folgert daraus: "In der Vergangenheit dürfte zweifellos manches, das im Umfeld der jährlichen Erinnerungszereemonien geschrieben oder öffentlich gesagt wurde, mit dazu beigetragen haben, daß gerade auch viele junge Niederländer ein schwieriges Verhältnis zum Nachkriegsdeutschland und zu den Deutschen von heute haben." Ernst Levy, der dies vor gut 4 Jahren geschrieben hat, ist im nachhinein in dieser als Vermutung vorgetragenen Schlußfolgerung kräftig durch die sattsam bekannte Clingendael-Studie, eine Erhebung unter 15-19jährigen Niederländern, bestätigt worden. Nun ist eine für die internationalen und transnationalen Beziehungen unerwünschte, weil unzuträgliche Rezeption von Gedenkfeiern an sich noch kein Anlaß, die Gedenkfeiern selbst abzuschaffen. Aber auch wenn das Gedenken letztlich nur der Erinnerung an das Unfaßbare gelten soll, ein Stück auch der Identitätsfindung dient und in gar keiner Weise mit den national überschwenglichen Siegesfeiern im Stile des Sedan-Gedenktages in dem eher auf 'Hurra' geimpften kaiserlichen Deutschland zu vergleichen ist, bleibt angesichts der soeben apostrophierten Reaktion gleichwohl die Frage nach der bisherigen und künftigen Gestaltung. Es ist hier schon gesagt worden, daß die Gedenkfeier immer auch in die Nähe der Schuldfrage rückt und auf jeden Fall auf den Täter schaut. Die Kontinuität der Feier aber birgt die Gefahr einer allen Veränderungen entgegenstehenden Stereotype von der geringen Wertigkeit des anderen und führt zur Verkürzung von Einsichten in die Geschichte dieses anderen. Um dies festzustellen, bedarf es nicht einmal der Clingendael-Studie. Bis vor noch nicht allzu langer Zeit wollte es scheinen, als ob die Geschichte der Deutschen im niederländischen Schulbuch als eine zwangsläufig auf den Nationalsozialismus zusteuernde zu begreifen sei. Solcher Art gemeißelte Retrospektive enthält eine historisch gestützte Identifizierung mit Autoritärem oder gar Totalitärem. Es bedarf doch, wenn es schon begrifflich genug um das Bild vom anderen gehen soll - und letztlich gehört dies zum Gestaltungsprozeß von internationalen und transnationalen Beziehungen - einer sorgfältigeren umfassenden Betrachtung, die für die Geschichte der Deutschen eine Vielzahl von freiheitlichen Strukturen und freiheitlichen demokratischen Bewegungen auszumachen in der Lage sein wird, die im Spektrum akzeptabler politischer Kulturen einen guten Rang einnehmen. Aber vielleicht ist die Reduzierung der Vergangenheit der Deutschen an sich noch nicht das eigentliche Problem, verstellte sie nicht den Blick für Veränderungen in der Entwicklung des Landes nach 1945, behinderte sie nicht eine Würdigung der deutschen Gegenwart. Würdigung heißt nicht Relativierung, meint auch nicht den Versuch, die innere Geschichte der Bundesrepublik Deutschland als problemlosen Übergang vom totalitären Staat mit all seinen Verwerfungen in der Mentalität des einzelnen hin zur freiheitlichen Demokratie zu skizzieren. Nun ist in den 60er Jahren von Alexander und Margarethe Mitscherlich auf die deutsche 'Unfähigkeit zu trauern' hingewiesen worden. Das ist eine bemerkenswerte Begrifflichkeit, die freilich bei aller Griffigkeit des Ausdrucks sehr wohl auf ihre Stimmigkeit zu hinterfragen bleibt. Jedenfalls dürfte es schwierig sein, den Nachweis zu führen, es sei denn, er vollzieht sich über eine höhere, sehr individuelle, den Durchschnitt weit übersteigende Empfindsamkeit. Der Utrechter Historiker Friso Wielenga hat im Zusammenhang mit dieser Frage

vor noch nicht allzu langer Zeit darauf hingewiesen, daß das immer noch vorherrschende Gesamtbild der 50er Jahre als Zeit der Verleugnung und Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit nuanciert werden müsse. Es ist doch nicht zu übersehen, daß es durchgängig in der deutschen Nachkriegsgeschichte eine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit gab, die in den 50er Jahren noch durch die Konzentration auf den Wiederaufbau und durch das neue Topic, den Kalten Krieg, verdeckt gewesen sein mag, im Ergebnis aber den klaren, von der Einsicht in das begangene Unrecht getragenen Bruch mit der Vergangenheit herbeiführte. So ist Einsicht in den verbrecherischen Charakter des alten Regimes und die damit verbundene Wiederaufnahme einer ganz anderen, der westeuropäischen Entwicklung verwandten Tradition wennzwar nicht ein Beweis für kollektive Trauer, möglicherweise aber doch ein Zeichen für kollektive Scham! Jedoch, es bleibe dabei: eine sozialpsychische Befindlichkeit klar herauszufiltern, dürfte zwar möglich, aber unendlich schwierig sein. Vielleicht findet man eine überzeugende politische Hilfe bei Jürgen Habermas, der geurteilt hat: "[Die] vorbehaltlose Öffnung der Bundesrepublik gegenüber der politischen Kultur des Westens ist die große intellektuelle Leistung unserer Nachkriegszeit." Und J.A.A. van Doorn, ehemals Korrespondent der *Nieuwe Rotterdamsche Courant*, hat einleitend zu einem kleinen Sammelband über die *Duitse eenheid* obendrein argumentiert, die Bundesrepublik sei in den Nachkriegsjahren im Vergleich zu Ländern wie Frankreich oder gar den USA die stabilste Demokratie gewesen.

So sollte sich, um hier den Faden über die Kontinuität von Gedenkfeiern und ihrer möglichen Folgen wieder aufzugreifen, der Gedanke durchsetzen, daß in der Bundesrepublik wie andernorts auch eine Staatsbürgergesellschaft herangewachsen ist, die sich auf der Basis naturrechtlich begründeter Menschenrechte und verfassungsmäßig garantierter Grund- und Individualrechte politisch konstituiert (Wehler). Es ist wichtig zu wissen, daß diese Neuorientierung an einer freiheitlichen Verfassung genügend Loyalität und Solidarität - selbstverständlich unter der Voraussetzung der Funktionstüchtigkeit des Rechts- und Sozialstaats - erzeugt, um den Mythos von der Nation entbehren zu können. Abgesehen davon, daß die neuen politischen und mentalen Strukturen in Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit genuin demokratisch entstanden sind, tritt zu dieser an Rechts- und Sozialstaat fixierten neuen Identität eine entschieden europäische Komponente, die bewußte Hinwendung zu und Einbindung in die westeuropäische politische Kultur. Johan Huizinga hat 1934 wohl in Reaktion auf den deutschen Nationalsozialismus in seinem Aufsatz *Nederland's Geestesmerk* die Grenze zwischen West- und Mitteleuropa zwischen Delfzijl und Vaals verlaufen lassen. Das war nicht als rein geographisches Aperçu gemeint, sondern als Hinweis auf den Unterschied von Freiheit und Diktatur. In unserer Zeit hätte er sich sicher noch über 'Nederland's Geestesmerk', nicht mehr aber über die Unterschiedlichkeit der politischen Kulturen unterhalten wollen. Man mag solche Einbindung in Europa ganz wesentlich eine Folge der Konstellation des Kalten Krieges nennen; das ist eine, zumindest was das Tempo angeht, richtige Deutung des Geschehens, aber diese Hinwendung zu Europa hatte auch ihren endogenen Impuls, der letztlich durch den von Adenauer verfolgten Versöhnungskurs gegenüber Frankreich nachhaltig gefördert wurde. Es geht hier nicht darum, gleichsam in nachträglicher Mißbilligung der tristen Ver-

gangenheit oder über die Akzentuierung der Europa-Bereitschaft die Bundesrepublik zu einem ganz weißen Elefanten zu machen, gleichwohl sei hier zusätzlich auf die Rede des deutschen Bundespräsidenten vom 8. Mai 1985 hingewiesen, der dort feststellte, daß auch für die Deutschen der 8. Mai ein Tag der Befreiung von dem menschenverachtenden Nationalsozialismus gewesen sei. Bei aller Anerkennung des Gefühls der Distanzierung, das am niederländischen Befreiungstag aufgekommen ist und auch noch aufkommt, sollte doch Einsicht in die Leidenserfahrung des anderen entwickelt werden. Die Alltäglichkeit der Bedrohung ist auch beim Nachbarn an der Ostgrenze erfahren worden. Es war Repression in Permanenz, eben auch bei der eigenen 'Volksgemeinschaft', die zum Teil ohne Zweifel eine Gemeinschaft des Jubels war, zum Teil freilich auch eine Gemeinschaft in Angst und im Leid. Das Wort von der Befreiung auch der Deutschen macht keinen Sinn, wenn es in der Außenwelt nicht diese Konsequenz des Denkens zeigt. In Tessa de Loos Roman *De tweeling*, der im vergangenen Jahr erschienen ist, wird gerade dieser Aspekt der 12 Jahre nationalsozialistischer Herrschaft in Europa am Beispiel der beiden Zwillingsschwestern aufgezeigt, von denen die eine in den Niederlanden, die andere im Deutschen Reich mit den je eigenen Erfahrungen und Erlebnissen aufwächst. Es sei mir zugestanden, diesen niederländischen Roman als einen der politisch relevantesten der letzten Zeit zu benennen.

So sehr man also einerseits die Kontinuität der Gedenkfeiern aus Einsicht in die Singularität des Gegenstandes verfechten kann, so stark ist andererseits angesichts der völlig veränderten politischen Struktur und Kultur in der Bundesrepublik, eines neu entwickelten europäischen Umfelds und der nunmehr schon dritten Nachkriegsgeneration zu empfehlen, die Gedenkfeier auf Dauer in eine niederländisch-deutsche Gemeinsamkeit umzuwandeln. Dies sei betont, weil sich in den dokumentarischen und realen Offenbarungen unserer Zeit eine Unbedenklichkeit gegenüber menschlichem Leben und menschlicher Existenz manifestiert, die dann der Systematik nationalsozialistischer Tötungen entbehren mag, in ihrer Grausamkeit gleichwohl nicht mehr hingenommen werden kann. So sei zum Abschluß auf eine Aussage von Hannah Arendt hingewiesen, die Politikwissenschaftlerin, die gegen Ende des Krieges niederschrieb: "In Furcht und Zittern endlich zu begreifen, wessen allen der *Mensch* fähig ist - das ist in der Tat eine Vorbedingung modernen politischen Denkens". Fähig, so darf ich ergänzen, auch das Unfaßbare zu begehen und fähig zugleich, sich in die eigene Unfähigkeit und Unzulänglichkeit zu fügen. Eben einem solchen Faktum sollte man gemeinsam gedenken. Der Anfang ist mit diesem Symposium gemacht.